

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Heidelberger Tageblatt. 1884-1896 1949

4 (19.6.1949) Heidelberger Sonntagsblatt

Heidelberger Sonntagsblatt

1. Jahrgang / Nr. 4

BEILAGE ZUM TAGEBLATT

Sonntag, den 13. Juni 1948

Unsere Kurzgeschichten

Die Abendgesellschaft

von Guy de Maupassant

Sie war so reizend, so bezaubernd! Und doch hatte das Schicksal es nicht gut mit ihr gemeint, als es sie einer Beamtenfamilie in die Wiege legte. Sie würde nie eine besondere Mitgift mitbekommen und hatte keine Aussicht, durch Vermittlung oder wie auch immer, einen reichen und vornehmen Mann kennenzulernen und eine gute Partie zu machen; so heiratete sie schließlich einen kleinen Beamten aus dem Unterrichtsministerium.

Sie kleidete sich bescheiden. Um sich zu putzen, fehlte ihr das Geld. Nun war es ihr Fehler, daß sie sich dadurch deklassiert fühlte. Im Grunde kommen die Frauen ohne Klasse und Stammesaussehen, Schönheit und Anmut wiegen diese Dinge leicht auf. Mit ihrer angeborenen Klugheit, ihrem sicheren Geschmack, ihrer geistigen Beweglichkeit schaffen sie sich die allein gültige Rangordnung. Das Mädchen aus dem Volk ist der hochgeborenen Dame gegenüber keineswegs benachteiligt.

Sie hatte es also schwer mit sich, denn sie mußte all das, nach dem sie sich schonte, ein Leben in Schönheit und Luxus, völlig entbehren. Sie litt unter der Dürftigkeit ihrer Wohnung, unter der Armeligkeit ihrer vier Wände, unter den verschlissenen Sesseln, unter der Häßlichkeit der Bezüge. Vieles, was andre Frauen ihrer Gesellschaftschiicht gar nicht bemerkt haben würden, peinigte sie und konnte sie zur Verzweiflung bringen. Der Anblick der kleinen Bretonin, die ihren bescheidenen Haushalt besorgte, füllte ihr einen unerträglichen Abscheu ein. Oft dachte sie sich aus, wie sie sich ihr Dasein wünschte.

Wenn sie sich dann zum Mittagessen ihren Gästen gegenüber an den runden Tisch setzte, auf dem ein Tischuch von drei Tagen lag, und der Mann die Suppenschüssel aufdeckte, und mit begeistertem Augenaufschlag verkündete: „Ah das gute Rindfleisch in der Brühe!...“ so träumte sie von vornehmen Dinern, von blinkendem Silbergeschirr, von Bildteppichen... dachte sie an Platten, die in modernen Tafelgeschirr auf ausserordentliche Weise serviert werden, an gefüllte Höflichkeit, die man, indem man dabei das rote Fleisch einer Bachforelle oder den Flügel eines Hühnchens verspeist, mit einem rätselhaften Lächeln erwidern würde.

Sie besaß weder hübsche Kleider noch Schmuckstücke, nichts. All das war ihr Sehnsucht; und sie wußte genau, daß es sie gut kleiden würde. Wie gern hätte sie sich beneiden lassen! Und wie brennend war ihr Wunsch, allen zu gefallen und von vielen begehrt zu sein!

Sie hatte eine reiche Freundin, eine Mitschülerin aus dem Kloster. Immer wenn sie bei ihr gewesen war, nahm sie sich vor, nie wieder hinzugehen, denn nach jedem Besuch war es das gleiche: tagelang kamen ihr die Tränen vor Kummer und bitterem Herzweh.

Eines Abends kehrte ihr Mann mit einer verklärten Miene vom Dienst heim. In der Hand hielt er einen großen Briefumschlag. „Paß auf“, lüchelte er, „hier hab ich was für dich.“ Geschwind öffnete sie den Briefumschlag. Es steckte eine Karte darin, auf der die folgenden Worte gedruckt standen: „Unterrichtsminister Georges Ramponneau und Frau beehren sich, Herrn und Frau Loisel zu ihrer am Montag, den 18. Januar, im Ministerialgebäude stattfindenden Abendgesellschaft ganz ergebend einzuladen.“ Statt nun entzückt zu sein, wie ihr Mann erwartet hatte, warf sie die Einladungskarte unwillig auf den Tisch und schmolte: „Was kann ich mir schon daraus machen!“ „Aber meine Teure, ich habe geglaubt, du würdest hocherfreut sein. Du kommst so selten fort, und dies ist eine ganz einzigartige Gelegenheit für dich! Ich habe viel Mühe gehabt, die Karte zu ergattern. Man rill sich ja förmlich um die Einladung, und auf die Beamten entfällt ohnehin immer nur eine beschränkte Anzahl! Du wirst dort der ersten Gesellschaft begegnen.“ Er bekam einen höhnischen Blick vor ihr. Sie erklärte gereizt: „Ich möchte wohl wissen, was ich anziehen soll, wenn wir dahin gehen!“ Daran hatte er noch nicht gedacht, er meinte: „Nun das Kleid, das du an den Theaterabenden trägst. Ich finde es sehr hübsch, wirklich...“ Er sprach nicht weiter, er sah sie an und bekam einen Schreck. Sie weinte... große Tränen rollten ihr langsam aus den Augenwinkeln auf den Mund nieder; er stammelte: „Ja, was hast du?“ Gleich darauf hatte sie ihre Selbstbeherrschung wieder gewonnen, sie sagte: „Nichts; nur daß ich nichts anzuziehen habe und folglich nicht auf das Fest gehen kann. Schenk die Karte einem deiner Kollegen, dessen Frau bessere Kleider hat als ich.“ — Dies Wort traf ihn tief. „Hör zu, Mathilde: Wieviel mag wohl so ein Kleid kosten, das für dies Fest ausreicht, und das du dann ja auch bei anderen Gelegenheiten tragen kannst. Ich meine, ein ganz schlichtes Kleid.“ Sie dachte eine Weile nach, kalkulierte und zog dabei in Rechnung, um wieviel sie wohl bitten dürfe, ohne einen Aufschrei ihres haushälterischen Gemahls befürchten zu müssen. „Ganz genau weiß ich es nicht, aber ich nehme an, daß ich mit vierhundert Franken ziemlich weit kommen würde.“ Er wurde ein wenig blaß. Genau diesen Betrag hatte er für sich zurückgelegt, um eine Platte zu kaufen und sich ein paar Jagdausflüge zu leisten, und zwar in Gesellschaft einiger Freunde, die Sonntags in der Gegend von Nanterre Lachen schossen. Doch er überwand seinen Schreck und sagte: „Gut, du sollst die vierhundert Franc haben. Gib aber acht, da du etwas wirklich Schönes dafür bekommst!“

Der Tag des Festes rückte heran. Frau Loisel ging niedergeschlagen und unruhig umher, als ob sie sich vor etwas ängstigte. Das Kleid hing

bereit. Eines Abends fragte ihr Mann: „Was fehlt dir eigentlich? Ich finde, du bist in den letzten Tagen so komisch.“ Sie erklärte ihm: „Es ärgert mich, daß ich nicht einmal ein Schmuckstück anzulegen habe, keinen Stein und nichts. Alle werden sie eleganter daher kommen als ich. Ich möchte doch lieber nicht zum Fest gehen.“ — „Steck dir doch ein paar Naturblumen an“, meinte er, „für zehn Franc bekommst du zwei oder drei wundervolle Rosen.“ Sie ließ sich nicht beruhigen. „Nein, es ist kränkend, wenn man zwischen lauter elegant gekleideten Leuten so mit nichts daherkommt.“ Plötzlich rief der Mann: „Wir sind ja dumm, Geh doch zu deiner Freundin, Frau Forestier, und bitte sie, dir einen Schmuck zu leihen. Du kennst sie lange genug, und darfst sie schon darum bitten.“ Sie wäre ihm beinahe um den Hals gefallen. „Natürlich, daß ich nicht darauf gekommen bin!“ Am nächsten Tag ging sie zu ihrer Freundin und beichtete ihre Nöte. Frau Forestier trat an ihren Glasschrank, nahm ein Kästchen heraus, klappte auf und sagte: „Such dir etwas aus, Kind.“ Sie sah sich zunächst ein paar Armspangen an, dann ein Perlenhalband; sie trat damit vor den Spiegel und legte es an. Sie betrachtete sich innig und konnte nicht schlüssig werden. Schließlich fragte sie: „Hast du noch anderes?“ „Doch hier; such dir nur aus, du mußt wissen, was dir am besten gefällt.“ Und nun entdeckte sie in einer Schachtel, die mit schwerem Atlas ausgelegt war, eine prachtvolle Diamantenschnur. Sogleich schlug ihr Herz in unbändiges Verlangen. Sie tat sie sich um den Hals, so daß sie über das hochgeschlossene Kleid, das sie trug, niederhing. Dann warf sie einen Blick in den Spiegel und war begeistert! „Würdest du mir das Stück leihen“, fragte sie beklommenen Herzens. „Aber gern!“ Sie fiel ihrer Freundin um den Hals, küßte sie überschwänglich und eilte mit ihrem Schatz heim.

Und der Tag kam und das Fest mit ihm! Frau Loisel durfte mit ihrem Erfolg zufrieden sein. Von allen Frauen war sie die hübscheste, sie war fein, strahlend, anmutig und ausgelassen vor Glück. Die Blicke aller Männer gingen an ihr. Alle Attachés des Ministeriums tanzten mit ihr. Der Minister selbst gerohete sie zu bemerken. Sie tanzte wie in einem Rausch, hingeben und trunken vor Freude. In ihr war kein anderer Gedanke als dieser: „Ich bin schön... ich habe geglaubt... man bewundert mich... man begehrt mich... oh, wie wohl es tut, daß ich gesiegt habe!“

Um vier Uhr in der Frühe brach sie auf. Ihr Mann war nach Mitternacht in einem abgelegenen Salon eingeklinkt. In seiner Nähe schliefen noch drei andere Ehemänner, deren Frauen sich prachtwoll unterhielten. Er legte ihr den Mantel um, einen einfachen Straßmantel, dessen Armelbündchen von ihrer Ballettoilette entsetzlich abstach. Sie empfand das und wollte, daß man rasch fortginge. Sie eilte die Treppe hinunter. Als sie auf die Straße hinauskam, war nir-

gends ein Wagen zu erblicken. Sie liefen und kamen allmählich zur Seine hinunter. Sie wurden ärgerlich, denn es war bitterkalt. Endlich stießen sie auf einen dieser altmodischen Zweisitzer, denen man in Paris nur nachts begegnet, als schämten sie sich, ihr Klappergestell bei Tageslicht zu zeigen. Sie stiegen niedergeschlagen in ihre Wohnung hinauf. Er dachte daran, daß er um zehn Uhr im Ministerium sein muß. Sie trat vor den Spiegel. Sie wollte sich noch einmal in all ihrem Glanz betrachten. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus. Die Diamantenschnur fehlte! Ihr Mann, der schon halb ausgezogen war, fragte: „Was ist denn los?“ Sie wandte sich um und schrie: „Ich habe... der Schmuck von Frau Forestier... er ist fort!“ Er richtete sich mit einem Ruck auf: „Was ist das... wie... es ist nicht möglich!“ Und sie suchten überall. Er war nicht da! Der Mann fragte: „Weißt du bestimmt, da du ihn noch gehabt hast, als wir den Ball verließen?“ „Gewiß, ich habe im Vestibül des Ministeriums noch gefühlt.“

„Aber, wenn du ihn auf der Straße verloren hättest, so hätten wir es klirren hören. Er muß in der Kutsche liegen.“ „Ja, wahrscheinlich. Hast du dir die Nummer gemerkt?“ — „Ich nicht, Du?“ — „Ich auch nicht.“ Sie starrten einander mit entsetzten Augen an. Loisel stieg wieder in seine Hose. „Ich will die Strecke, die wir zu Fuß gegangen sind, absuchen. Hoffentlich finde ich ihn.“ Er ging. Gegen sieben Uhr kehrte er zurück. Er hatte ihn nicht gefunden. Er begab sich zum Polizeipräsidium und zu Zeitungsredaktionen... überall hin, wo er glaubte, daß der Schmuck abgegeben sein könnte. Sie wartete den ganzen Tag auf seine Rückkehr. Immer stand sie wie in ratlosem Entsetzen vor dem Unheil, das ihr widerfahren war. Loisel kam spät heim. Hohläugig und blaß trat er in die Tür. Ermittelt hatte er nichts. „Am besten schreibst du jetzt deiner Freundin, da du den Verschluss deiner Diamantenschnur zerbrochen und sie zum Ausbessern gegeben hast. Wir gewinnen dann Zeit und können weitere Schritte unternehmen.“

Nach Verlauf von einer Woche hatten sie alle Hoffnung aufgegeben. Loisel schien um vieles gealtert zu sein. „Wir müssen jetzt daran gehen, das Schmuckstück zu ersetzen.“ Sie begaben sich zum Juwelier, dessen Name auf dem Deckel vermerkt war. Der schaute in seine Geschäftsbücher und erklärte dann: „Dieses Geschmeide ist nicht bei mir gekauft worden, ich habe nur das Kästchen geliefert.“ Danach gingen sie von Geschäft zu Geschäft und suchten nach einem Schmuck, der dem verlorengegangenen möglichst ähnlich wäre; beide waren sie krank vor Kummer und Unruhe. Sie fanden schließlich einen Rosenkranz von Diamanten, der dem verlorenen völlig zu entsprechen schien. Er sollte vierzigtausend Franc kosten. Sie bekamen ihn dann für sechsunddreißigttausend. Sie machten zur Bedingung, daß er ihn falls die Schnur sich wiederfände, mit

zweitausend Franc Verlust für sie, zurücknähme. Loisel besaß achtzehntausend Franc. Den Rest würden sie leihen. Er ließ ihn sich zusammen. Er unterschrieb Wechsel, ging Verpflichtungen ein und fiel Wucherern in die Hände, — kurz, er trat den Dornenweg des verschuldeten Mannes an. Mit einer Zukunft vor Augen, die sich wie eine schwarze Wetterwolke auf ihn niederschien und ihm tausend Entbehrungen und Ängste bringen würde, ging er, sich die Diamantenschnur zu holen, und hinterlegte an der Ladenkasse die sechsunddreißigttausend Franc.

Als Frau Loisel den Schmuck brachte, machte Frau Forestier ein beleidigtes Gesicht und meinte: „Es wäre mir lieber gewesen, wenn du ihn mir früher zurückgebracht hättest, du mußt doch bedenken, daß ich ihn entbehre.“ Frau Loisel hatte gefürchtet, daß sie die Schachtel öffnen würde, aber sie tat es nicht. Sie lernte nun das furchtbare Leben der Verarmten kennen. Übrigens nahm sie es vom Anfang bis zum Ende mit tapferen Mute auf. Die wahnwitzige Schuld mußte bezahlt werden. Man kündigte dem Mädchen; man wechselte die Wohnung und mietete sich in einer Dachmansarde ein. Sie lernte die grobe Arbeit kennen, sie spülte das Tischgeschirr und verdarb sich die rosigen Nägel bei der Hantierung mit fettigen Töpfen und rußigen Pfannen. Sie wusch die schmutzige Wäsche, jeden Morgen trug sie den Kehricht auf die Straße hinunter und schleppte sich das Wasser hinauf. Sie kleidete sich wie eine Frau aus dem Volke und ging, mit dem Korb am Arm, zum Einkauf. Sie fletschte und stritt sich um Sous — sie lernte ihr armseliges Geld zu verteidigen. Jeden Monat wurden Wechsel fällig. Bei andren gait es, ihre Verlängerung durchzusetzen.

Der Mann arbeitete nach seinem Dienst daheim und schrieb einem Kaufmann die Rechnungen ins Reine. Er gab manche Nacht daran, um seine fünf Sou pro Seite zu verdienen. Ein Leben, das zehn Jahre dauerte! Dann hatten sie alles zurückerstattet. Frau Loisel sah jetzt aus wie eine ältere Frau. Aus ihr war eine tüchtige und harte Hausfrau geworden, eine von denen, die man kennt! Man begegnet ihnen auf den Treppen ärmlicher Mietwohnungen, sie sind unordentlich gekämmt, tragen einen schiefen hängenden Rock, sprechen viel und laut und sind ewig damit beschäftigt, die Haussirene in Überschwemmungen zu verwandeln. Bisweilen, wenn ihr Mann im Dienst war, konnte es geschehen, daß sie sich ans Fenster setzte und an die Abendgesellschaft von damals dachte, an jenen Ball, auf dem sie so strahlend schön war und so sehr gefeiert wurde. Wie würde sich ihr Leben gestaltet haben, wenn sie den Schmuck nicht verloren hätte? Wie rätselhaft war das Leben, wie unberechenbar! Wie wenig gehörte dazu, einen Menschen zugrunde zu richten oder ihn emporzutragen!

Auf ihrem Sonntagspaziergang, den sie sich nach den Plagen der Woche wieder gestatten konnte, fiel ihr Blick auf eine Dame. Es war Frau Forestier. Sie war immer noch jung und hübsch. Frau Loisel blieb stehen. Ihr klopfte das Herz. Sollte sie sie ansprechen? Gewiß doch! Sie ging zu ihr hinüber. „Guten Tag, Jeanne!“ Die andere erkannte sie nicht. Es schien ihr unangenehm zu sein, daß eine einfache Bürgerfrau sie so vertraulich anredete. Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Madame, ich kenne Sie nicht, Sie täuschen sich gewiß.“ — „Oh nein, ich bin doch Mathilde Loisel.“ Die Freundin stieß einen Schreckenruf aus: „Oh, meine arme Mathilde, wie hast du dich verändert!“ Schon möglich, ich habe schwere Jahre hinter mir, viel Elend und Not... und all das... um Deinetwillen!“ — „Um meinetwillen? Wieso?“ — „Du erinnerst dich gewiß an den Diamantenschmuck, den du mir geliehen hast.“ — „Gewiß, Und?“ — „Nun, ich habe sie damals verloren.“ — „Wie das? Du hast sie mir doch zurückgebracht.“ — „Die ich zurückgebracht, ist eine andere, ähnliche. Wir haben zehn Jahre gebraucht, um sie zu bezahlen. Du wirst dir vorstellen, daß es nicht leicht für uns gewesen ist... jetzt sind wir damit fertig, und ich muß sagen, ich bin gehörig froh darüber.“

Frau Forestier blieb stehen! „Was sagst du da! Du hast eine Diamantenschnur gekauft, um mir die meine zu ersetzen?“ — „Gewiß, und du hast es nicht einmal gemerkt, wie?“ Und sie lächelte stolz und kindlich froh. Frau Forestier aber nahm die Hände der Freundin in die ihren und hauchte entsetzt: „Um Gottes Willen, meine arme Mathilde, Meine Schnur ist ja unecht gewesen! Sie war allerhöchstens fünfhundert Franc wert!“

Übers. von G. v. d. Fring

Der Arzt Ludwig I.

Es war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Der berühmte Humorist Saphir wurde während eines Aufenthalts in München lebensgefährlich krank. König Ludwig hörte von der Gefahr und schickte dem Kranken seinen Leibarzt, Saphir jedoch weigerte sich aufs entschiedenste, sich von dem Hofarzt behandeln zu lassen. Der Wiener Lustspieldichter Leopold Feldmann, Saphirs Freund, hatte den unangenehmen Auftrag, den Arzt des Königs abzuweisen.

Nachdem Saphir wieder gesund geworden war, traf König Ludwig den Genesenden einmal auf der Straße, eilte auf ihn zu und fragte ihn in seiner hastigen, aber gemächlichen Redeweise:

„Saphir, Saphir, warum haben Sie sich während Ihrer Krankheit denn nicht von meinem Leibarzt behandeln lassen?“

Darauf Saphir: „Der Arzt Eurer Majestät ist nur für Unsichtbare!“

Das Jahr der Kirche

Zum Evangelium des Sonntags

(Lukas 14, 19-31)

Die soziale Frage

In dem Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus werden uns die sozialen Gegensätze, die es zu allen Zeiten gab, in ihrer äußersten Zuspitzung ungemein anschaulich vorgeführt. Der Reiche steht vor unserem geistigen Auge als der Mann des großen Aufwandes und des ausschweifenden Lebensgenusses, der in hartherzigem Geiz weder einen mitfühlenden Blick noch eine helfende Hand hat für die Not des Armen, der ohne Erwerb, obdachlos und krank „vor seiner Tür“ liegt. Die tiefsten Fragen werden wach und die großen Menschheitsprobleme kommen in Sicht. Die Gefahren des Reichtums und des Sattensins, der falschen Sicherheit und des mangelnden Sinnes für Gemeinschaft werden deutlich. Worin liegt die Lösung der sozialen Frage? Bedeutet der Kapitalismus, der Sozialismus oder der Kommunismus die Patentlösung? Wie bestimmt sich ferner das Verhältnis des Christen zum irdischen Besitz? Ist Armut eine Strafe für eigene oder der Vorfahren Schuld, oder ist sie als solche bereits ein Vorzug? Sind andererseits Reichtum und Lebenserfolg an sich bereits etwas Strafwürdiges, oder sind sie umgekehrt sichtbarer Ausdruck des Erwahltheits?

Die große Veränderung

Es gibt keine für alle Menschen befriedigende Lösung der sozialen Frage. Als der Versucher Jesus aufforderte, die soziale Frage für immer zu lösen und aus Steinen Brot zu machen, da bekam er die denkwürdige Antwort: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein...“ Das kommende Reich bietet in nicht die Lösung irdischer Fragen oder die Befriedigung diesseitiger Bedürfnisse, wie z. B. der Mohammedaner meint. Sonst würde die Ewigkeit herabgewürdigt zu einer Stätte des großen „Lastenausgleichs“ und zu einer Entschädigungsanstalt für alle im Leben zu kurz Gekommenen. Das „Jenseits“ bringt vielmehr die endgültige „Umwertung aller

Werte“. Freilich, auch davon kann nur mit menschlichen Worten und Bildern gesprochen werden, wie es auch in den Gleichnissen geschieht. Ewige Seligkeit im christlichen Sinne ist nicht Befriedigung irdischer Wünsche oder Gewährung von Genüssen, sondern umgekehrt ein letztes Zurückkommen aller Wünsche und Sehnsüchte in der vollendeten Gemeinschaft mit Gott.

Die unüberbrückbare Kluft

Zwischen Diesseits und Jenseits besteht die gleiche Kluft wie zwischen dem Reich der Seligen und dem Ort der nicht zu lindernden Qual. In seinen Gerichtsgleichnissen zeigt uns Jesus, daß es auch ein endgültiges „zu spät“ gibt, weil keine Stunde unseres Lebens umkehrbar ist. Christus weiß nichts von einem Zwischenreich etwa im Sinne buddhistischer Wiederverkörperungen (Karma), Seelenwanderung, ewiger Wiederkehr (Nietzsche), oder der Wiederbringung aller (Origenes). Die kühnsten Gedanken und Phantasiegebilde vermögen nicht den Abgrund zu schließen oder zu überspringen, der uns vom Jenseits trennt. Auch der Spiritismus, dessen frühe Spuren sich sogar im Alten Testament finden (1. Sam. 28), ist nicht in der Lage, die uns gesetzten Schranken zu durchbrechen.

Das Wagnis des Glaubens

Einigen aller, in bester Absicht unternommenen Versuche, die Existenz Gottes und das Vorhandensein eines Ewigen Lebens beweisen zu wollen, beantwortet Jesus die Frage, ob wir Menschen hinreichend belehrt, gewarnt und auf unsere Verantwortung aufmerksam gemacht sind, mit dem Hinweis auf die Heilige Schrift als dem alleinigen Grund unseres Glaubens. Er lebt der Überzeugung, daß die Menschen, die dem ewigen Wort unseres Gottes keinen Glauben schenken, „auch nicht glauben, wenn jemand von den Toten aufstünde“. Echter Glaube ist grundsätzlich auf Unsichtbares gerichtet. Er trägt seinen Wahrheitsbeweis in sich selbst, bedarf weder wahrnehmbarer Stützen noch abergläubischer Mittel der Selbstvergewisserung und ist selbst in seiner unangefochtenen Gestalt das kühne Wagnis, zu dem wir alle aufgerufen sind.

Wilhelm-Albert HAUCK